Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 87. Bromberg, den 12. Mai 1926.

Die gläserne Welt.

Roman von Otfried v. Hanstein.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Es ist ein Uhr mittags.

Geheimrat Milanius steht in seinem Arbeitszimmer. Er hat soeben den Rundgang bei seinen Patienten beendet und will in das Wohnhaus hinüber. Da pocht es an die Tür. Etwas unwillig gibt er das Zeichen zum Eintreten, denn er liebt nicht, um diese Stunde gestört zu werden. Noch unwilliger wird sein Auge, als er den Eintretenden erkennt.

„Doktor Severin Magnus?"

„Verzeihen, Herr Geheimrat, wenn ich mir erlaube, noch einmal hier einzudringen."

Der Geheimrat ist ärgerlich.

„Nicht einmal angemeldet — ich —"

„Ich benutzte den Augenblick, als der Diener nicht im Vorzimmer war. Ich weiß, Sie hätten mich abgewiesen, und ich muß Sie sprechen."

Der Geheimrat will auffahren, aber ein seltsamer Ausdruck im Auge des Doktors hält ihn zurück, so sagt er etwas ruhiger:

„Was haben Sie mir noch zu sagen?"

Einen Augenblick kämpft Severin Magnus mit sich selbst, dann tritt er auf den Geheimrat zu und streckt ihm seine Hand entgegen:

„Ich komme, Herr Geheimrat, um Sie wegen meines unverantwortlichen Betragens vorhin um Verzeihung zu bitten."

Der Geheimrat sieht ihn an.

Er ist ein Menschenkenner. Er fühlt, daß der Mann dort, der ihm gegenübersteht, irgendetwas Furchtbares erlebt haben muß, daß eine Veränderung in ihm vorgegangen ist.

„Es freut mich, Doktor Magnus, wenn Sie einsahen."

„Herr Geheimrat, darf ich Sie bitten, mich kurze Minuten anzuhören?"

Stumm deutet der Geheimrat auf einen Stuhl und setzt sich selbst, allerdings faßt seine Hand unwillkürlich nervös nach der Uhr.

„Herr Geheimrat, ich wiederhole, ich bitte Sie von ganzem Herzen um Verzeihung und ich bitte Sie noch um etwas anderes."

Der Geheimrat sieht auf.

„Haben Sie die Güte, mich zu einem sehr schwer Kranken zu begleiten."

„Zu einem Manne, der vermutlich sterben wird. Zu John Henry Wisley, dem Erfinder des Radio-Cerebrators, der die Gedanken der Menschen entschleiert."

Der Geheimrat steht ärgerlich auf.

„Schon wieder die Phantasterei, Sie wollen schon wieder versuchen —"

„Herr Geheimrat, hören Sie mich an. Herr Wisley liegt, wie Ihnen bekannt, in meinem Sanatorium, er ist fest davon überzeugt, die Erfindung gemacht zu haben. Er verlangt, mein Sanatorium heute zu verlassen. Es mag sein, daß er noch einige Tage lebt. Er will in den Zeitungen inserieren. Er wird sicher einen Mann finden, der das Geld gibt, mit dem er seine Mutter versorgen will."

Geheimrat Milanius ist von heftigem Unwillen gepackt.

„So mag er. Was geht mich das an. Herr Doktor, ich — — —"

Magnus steht vor ihm mit aufgehobenen Händen.

„Herr Geheimrat, ich bitte Sie, es darf nicht sein, daß diese furchtbarste aller Erfindungen unter die Menschen kommt, denn sie würde unsägliches Unglück verbreiten. Herr Geheimrat, ich bitte Sie, ich flehe Sie an, kommen Sie mit mir. Ich bin arm und vermag es nicht. Kaufen Sie jenem Mann die Erfindung ab. Es gibt nur einen Menschen, in dessen Hand sie ruhen darf, Herr Geheimrat, das sind Sie, denn Sie werden verhindern, daß sie Unglück bringt über die ganze Menschheit."

Der Geheimrat sieht ihn verwundert an.

„Herr Doktor, das ist Ihr Ernst?"

„Mein völliger Ernst. Diese furchtbare Erfindung hat mich in zehn Minuten zum siebenfachen Mörder gemacht."

„Was heißt das?"

„Nichts, Herr Geheimrat — ein Traum — ein furchtbarer Traum — vielleicht auch kein Traum, vielleicht gibt es etwas in uns Menschen oder über uns, das uns warnt. Ich möchte Ihnen so gerne erzählen —"

Dem Geheimrat ist wunderbar zumut. Seine Stimme klingt ganz weich:

„Kommen Sie, lieber Doktor, setzen Sie sich, und erzählen Sie mir Ihren Traum."

*

Eine Stunde später.

Isolde und Erika Milanius müssen Geduld haben, daß der Vater heute nicht pünktlich zu Tisch kommt. Am Bett John Henry Wisleys sitzen Geheimrat Milanius und Severin Magnus. Der Geheimrat hält des Kranken Hand und dieser sagt mit matter Stimme:

„Offen die Wahrheit, Herr Geheimrat, wie lange kann ich noch leben?"

„Es ist wenig zu hoffen, Mr. Wisley. — Sie sind ein Mann, jedenfalls ist ein Transport unmöglich."

„Ich muß die fünftausend Dollar haben — für meine Mutter."

„Sie kennen mich, Mr. Wisley?"

„Ich weiß, Sie sind der Geheimrat Milanius — ich wollte zu Ihnen —"

„Ich kann Ihnen die fünftausend Dollar nicht geben, denn ich habe sie nicht. Aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich für Ihre Mutter sorgen werde, und daß, wenn Ihre Erfindung ausgebeutet werden sollte, Ihre Mutter zum mindesten die Hälfte des Gewinnes hat."

Wisley sieht ihn mit matten Augen an.

„Ihr Ehrenwort, Herr Geheimrat — es muß mir genügen, ich fühle selbst, ich kann nicht mehr tun. Mutter, gib dem Geheimrat das Kuvert mit dem Paßwort." — — —

Eine halbe Stunde später ist John Henry Wisley gestorben. In den Armen des Geheimrats Milanius gestorben, nicht von Severin Magnus ermordet, und die alte Frau hat die Gewißheit, daß ihre Zukunft versorgt ist. — —

Auf der Bank sind Geheimrat Milanius und Doktor Severin Magnus. Der Geheimrat erbricht das Kuvert und darin liegt ein Zettel mit einem einzigen Wort: Weltherrschaft!

Severin Magnus durchzuckt es, wie ein elektrischer Schlag.

„Das Paßwort, das ich geträumt."

Im Zimmer des Geheimrats Milanius stehen die beiden Herren, vor ihnen ein Koffer. Der Geheimrat hat ihn geöffnet. Ein kleiner Apparat liegt darin. Zwei seltsame Horchinstrumente mit unendlich feinen Membranen und ein System von Röhren und Spulen in einem Holzkästchen. Daneben ein dickes geschriebenes Buch.

Der Geheimrat sieht Severin an. „Das ist die Erfindung. Was soll nun mit ihr geschehen, Doktor Magnus?"

Der Doktor schaut vor sich nieder, während des Geheimrats Auge prüfend auf ihm ruht.

„Weltherrschaft."

Noch einmal lodert der Ehrgeiz in ihm auf. Noch einmal kämpft er einen schweren Kampf. Dann reißt er sich zusammen.

„Ganz, was Sie wünschen, was Sie für gut halten, Herr Geheimrat."

Der Geheimrat ist sehr ernst.

„Wir wissen nicht, was dieser Kasten enthält, sehr, sehr wahrscheinlich nichts, als Phantasterei. Ich glaube nicht daran, daß es jemals möglich sein wird, diese furchtbare Erfindung zu machen. Ich glaube und hoffe es nicht, denn wenn es geschieht:

Ihr Traum hat Ihnen gezeigt, was der Erfolg sein würde. Unsägliches Elend. Furchtbarer Mißbrauch, der Verlust jeden Vertrauens.

Sollen wir die Erfindung prüfen? Wer weiß, ob wir dann noch die Kraft haben, sie zu begraben. Das Richtigste wäre —, dort im Kamin lodert ein Feuer. Wollen wir Apparat und Schrift ungeprüft dort den Flammen übergeben?"

Wieder einige Minuten des Kampfes.

Severin Magnus ist totenbleich. Dann sagt er mit leiser Stimme:

„Ich glaube, für die Welt ist es das Beste."

Der Geheimrat nickt.

„Und ich glaube, auch für uns, Herr Doktor."

Er nimmt das kleine Kästchen und das Buch und wirft beides auf die lodernden Holzklötze des großen Marmorkamins.

Einen Augenblick ist es, als ob Doktor Severin Magnus hinzustürzen wollte — ihn hindern, dann stehen die beiden Männer schweigend nebeneinander und sehen zu, wie die phantastische Erfindung des Radio-Cerebrators ungeprüft von den Flammen verzehrt wird. Langsam verglimmen die letzten Funken.

Der Geheimrat sieht auf.

Vor ihm steht Doktor Severin Magnus. Er hat beide Hände auf die Lehne eines Armsessels gestützt und sieht vor sich nieder. In seinem Gesicht ist Verzagtheit. Aber der starre Egoismus, die Brutalität, das Rücksichtslose ist aus diesen Zügen gewichen.

Der Geheimrat richtet sich auf. Er tritt auf Severin Magnus zu und streckt ihm die Hand entgegen.

„Herr Doktor Severin Magnus, mein Oberarzt und erster Assistent hat heute vormittag einen Ruf als Professor an die Universität Marburg bekommen. Wollen Sie zu mir kommen, wollen Sie mein erster Vertreter und Berater sein? Ich habe mir so manches durch den Kopf gehen lassen. Auch Ihre Gedanken mit dem Fernarzt der Zukunft. Ich glaube, Herr Doktor, wenn wir beide zusammen arbeiten, wir werden keinen Radio-Cerebrator erfinden, aber wir können so manches ausbauen, nicht zum Verderben, sondern zum Heil und zum Nutzen der Menschheit."

Severin sieht ihn an.

„Das ist Ihr Ernst, Herr Geheimrat?"

„Vor einer Stunde hätte ich anders gesprochen. Jetzt glaube ich, Sie zu kennen."

Isolde und Erika haben lange warten müssen. Sie sehen, wie der Vater das Haus betritt — nicht allein.

„Meine Kinder, Herr Doktor Severin Magnus, den ich soeben meinem Sanatorium als Oberarzt und ersten Assistenten verpflichtet habe, wird mit uns speisen." Isolde traut ihren Augen nicht.

Severin beugt sich über ihre Hand und drückt einen Kuß auf ihre Finger. Dann sieht er sie an, ruhig, ernst und warm. Erika wundert sich, wie ist es gekommen, daß auch sie in diesem Augenblick keine Furcht und keinen Abscheu vor diesem Manne empfindet?

Nun ist es wirklich Winter geworden. Weihnachten kam. Kommerzienrat Hölderlin hat große Gesellschaft. Die Autos stehen in langen Reihen vor seiner Villa. Auch Geheimrat Milanius mit seiner Familie ist dort und Dr. Severin Magnus. Schüchtern steht Ulrich Gerlach, der jüngste unter den Ingenieuren der Hölderlinwerke unter den Gästen. Schwer ist es ihm, sich zurecht zu finden unter den Menschen der Großstadt. Er sitzt und lauscht dem Konzert, das dem Abendessen vorhergeht. Er blickt auf. Nicht weit von ihm lehnt an einer Säule ein Mädchen, schlank ist sie und zartgliederig, dunkel ihr Haar, das ein schmales Gesicht umrahmt. Ein paar dunkelrote Blüten schmücken ihr Haar und dunkelrot ist das Seidenkleid, aus dem ihre zarten, etwas bräunlich getönten Arme und ihr junger Hals emporsteigen. Das alles sieht Ulrich Gerlach kaum. Aber er sieht zwei große, braune, etwas träumerische Augen, und — diese Augen tauchen gerade in diesem Augenblick in die seinen. Er fühlt, wie ein Leuchten jetzt in seinem eigenen Blick liegen muß — dann sieht er das Mädchen erröten und sich abwenden.

Erika Milanius!

*

Es ist während der Tafel. Kommerzienrat Hölderlin schlägt an sein Glas. „Ich habe die Ehre, meinen verehrten Gästen mitzuteilen, daß mein einziger Sohn Werner sich gestern am Weihnachtsheiligabend mit Hildegard, der einzigen Tochter des Herrn Generaldirektors Bernhardi von der Hamburger Telefunken-A.-G., verlobt hat." Ein Schein von Befriedigung liegt über seinem Gesicht. Die Verlobung ist gleichzeitig der Schlußstein langer Verhandlungen, die den Zusammenschluß beider Werke zum Inhalt haben. Ein bitteres Lächeln liegt um den Mund von Isolde Milanius. Sie sieht Hildegard Bernhardi neben ihrem Bräutigam stehen. Eine geputzte Kokette. — Sie wird es vielleicht leicht nehmen, daß Werner Hölderlin seine allzubekannten Romane neben ihr weiter lebt.

*

Der Musik spielt zum Tanz. Isolde ist aus der Gesellschaft verschwunden. Severin irrt durch die Räume, um sie zu suchen. Er tritt in den Wintergarten. Unter der Palme, über der die roten Orchideen und die bunten Papageien sich schaukeln, stehen zwei Sessel, wie er im Traum sie gesehen, nur daß kein Radio-Cerebrator an ihnen verborgen ist. Leise zieht Magnus sich in das Gebüsch hochragender Farren zurück, in jenen Sesseln sitzen Erika Milanius und Ulrich Gerlach.

Alles ganz wie in seinem Traum, und beider Augen tauchen ineinander, während Ulrich mit seiner leisen, weichen Stimme seinem zarten Gegenüber erzählt von der wunderbaren Südseeinsel Baobeltaop und vielleicht auch von dem kleinen feingliedrigen Palaumädchen Ragabuil mit den roten Hybiskusblüten im lockigen Schwarzhaar.

Severin Magnus weiß, daß Kommerzienrat Hölderlin zufrieden ist mit Ulrich Gerlachs Können. Er wird seinen Weg machen und — die kleine liebe Erika Milanius wird ihm das Glück bringen.

Wieder eine Stunde später.

Ulrich ist nicht mehr der weltfremde Jüngling, der er im Traum immer geblieben. Er tanzt im Saale mit Erika, und der Geheimrat nickt beiden zu. Wie hübsch dieses Paar ist! Wie treu dieses jungen Mannes blaue Augen blicken! Er hat ihn schon liebgewonnen, der alte Geheimrat — er wird nicht nein sagen.

Im Wintergarten steht Isolde. Auch sie hat ihr Schwesterchen gesehen. Es ist nicht Neid, was ihre Brust jetzt erfüllt. Wohl aber Wehmut. Wird sie nicht glücklicher sein, die kleine Erika, als sie, die sie so lange die Königin der Gesellschaft gewesen?

Sie hört einen Schritt und blickt auf.

Neben ihr steht Severin. Er hat das Privathaus des Geheimrats nicht betreten seit dem ersten Tage, als Milanius ihn selber mit sich hinübernahm. Er steht neben Isolde und faßt ihre Hand.

„Gnädigstes Fräulein, glauben Sie mir noch nicht, daß ich Sie liebe?"

Sie hebt ihren Kopf und sieht in sein Auge. Anders ist es als damals, als er zum erstenmal ihre Liebe gefordert.

„Ich hoffe, ich darf Ihnen glauben."

Und sie duldet, daß er den Arm um sie legt.

*

Geheimrat Milanius lächelt. Diesmal ist er es, der unwillkürlich die beiden belauscht hat, ebenso sie belauscht, wie er vorher im Ballsaal Erika und Ulrich belauschte. Leise zieht er sich wieder zurück. Er hat Severin Magnus erkannt. Der krankhafte Ehrgeiz ist von ihm gewichen und der tüchtige Kern gibt die Gewißheit für eine gesicherte Zukunft.

Geheimrat Milanius geht zurück in den Saal. Sonne ist in ihm, denn er sah das Glück seiner Kinder.

Den Radio-Cerebrator hat er verbrannt und ohne diesen tat er jetzt einen tiefen, beglückenden Blick in vier verschleierte Herzen.

—: Ende. :—

Von ewigen Dingen.

Von F. Schrönghamer-Heimdal.

Gut und Böse verhalten sich wie Licht und Schatten. Schatten entsteht nur dort, wo sich dem Licht ein Widerstand entgegenstellt.

*

Daraus erhellt, daß dem Schatten nur eine bedingte Wirklichkeit zukommt. In Wirklichkeit existiert nur das Gute. Das Böse führt nur ein Scheindasein wie der Schatten. Es ist die Ausnahme, die die Regel bewährt und bestätigt.

Der Freier.

Eine sonderbare Geschichte von Egon H. Straßburger.

(Nachdruck verboten.)

Man gab „Tristan und Isolde“ im Opernhaus.

Es war eine wundervolle Vorstellung, und alles war begeistert. Begeistert war auch Elfriede Ping, eine reizende Blondine, die mit ihrer Freundin in der Pause von der ewigen Musik Richard Wagners in allen Tonarten schwärmte. Da nahte sich ein Herr im Smoking. Er war ein Mann in den Dreißigern, und er schien in Haltung und Wesen ein Kavalier zu sein. Einmal trafen sich die Blicke Elfriedens mit denen des jungen Mannes, und die mokante Art seines Mienenspiels machte das Mädchen erröten. Sie verstummte einen Augenblick, und ihre Freundin, Else Herder, fragte:

„Warum bist du so verlegen?“

Elfriede wollte ausweichen, aber die andere Dame drang in sie, und schließlich gestand Elfriede, daß der Herr im Smoking sie etwas verwirrt habe.

„Du kennst ihn wohl?“ forschte Else.

Im Ton war etwas wie ein kleiner Neid, wie ein Neid, den immer die gute Freundin besitzt, wenn sich auf der andern Seite etwas anbahnt.

Else machte die Probe aufs Exempel ... Sie ließ ihr Spitzentaschentüchlein geschickt fallen, indem sie wohl merkte, daß der Herr ihnen nun folgte; und der Herr im Smoking bückte sich und hob das Taschentuch auf.

Er war schon an der Seite Elfriedens:

„Meine Gnädigste, Sie haben soeben Ihr Taschentuch fallen lassen; Sie gestatten, daß ich es Ihnen aushändige.“

Elfriede war perplex, denn sie hielt ihr Taschentuch in der Hand. Da mischte sich Else dazwischen und erklärte:

„Ach, sehr liebenswürdig; es ist mein Taschentuch.“

Sie wurde puterrot, denn sie ärgerte sich, daß er, der das Taschentuch fallen sah, es der andern Dame übergeben wollte. Sie ahnte, warum ... Sein Interesse zielte auf die andere Seite.

Der Kavalier im Smoking blieb mit einer gewissen Aufdringlichkeit an der Seite der jungen Damen, und er war nicht mehr so leicht zu bewegen, das Schlachtfeld zu räumen. Bald schien es, als hätten die Damen nichts dagegen, denn Elfriede schien er sehr sympathisch zu sein, und Else hatte schon Zuneigung gefaßt, nur um Siegerin auf dem Platz zu bleiben.

Als Tristans Glockenzeichen erklang, bat der Herr die Damen, sie doch nachher treffen zu dürfen. Elfriede wollte abwehren, indem sie sagte:

„Mama erwartet mich gleich nach der Vorstellung zu Hause“; doch Else meinte:

„Du könntest doch noch einen Augenblick bei mir gewesen sein ... Deine Mama wird das nicht so tragisch nehmen.“

Der Herr wartete draußen am Portal der Oper, und er küßte beiden Damen graziös die Hand. Dann ging die Sache ihren üblichen Lauf:

Man setzte sich in ein Café, bestellte Schokolade, Kuchen und Schlagsahne, und der Herr stellte sich als Baron von Gellenhausen vor. Von Zeit zu Zeit erfaßte der Herr Baron die kleine, wohlgepflegte Hand Elfriedens, währenddem sich Else auf die Lippen biß. Anstandshalber nahm der Herr Baron im Verlauf einer Stunde auch die Hand des andern Mädchens und küßte sie.

Gegen ein Uhr brach man auf, Elfriede bekam einen feuerroten Kopf, als sie merkte, wie rasch die Zeit verstrichen war, aber Else erklärte wiederholt, daß das gar nichts zu sagen habe; man sei ja jung.

*

Sechs Wochen waren vergangen, sechs Wochen reizvoller Stunden. Elfriede sollte heute Verlobung feiern. Im Hause Ping war festliche Stimmung, denn Mama Ping und Papa Ping waren begeistert, einen richtigen Baron als Schwiegersohn begrüßen zu dürfen. Längst war die Freundschaft der beiden Mädchen zu Ende; dies geschah schon am vierten Tage, nachdem Tristan und Isolde ihr Liebesglück auf der Bühne erlebt hatten.

Der Herr Baron, ein ziemlich vielseitiger Herr, hatte die Kühnheit besessen, auch Else mit seiner Liebe zu beglücken. Auch ihr hatte er den Verlobungsring zugesprochen und sich drei Wochen nach ihrer Bekanntschaft mit Else verlobt. Von seiner Schwiegermutter empfing er eine herrliche Perlennadel und eine goldene Uhr mit einer Kette, die Hinterlassenschaft seines Schwiegervaters.

Die Eltern Ping schenkten ihm am Verlobungstag einen prachtvollen Viersitzer, und sie erklärten ihm, daß er am Hochzeitstag ein kleines Gut erhalten sollte, ein Gut, das sich auf der Strecke Berlin—Magdeburg befände.

Die Schwiegereltern freuten sich, daß sie einen Schwiegersohn hatten, dessen Stammbaum bis auf Karl den Kahlen zurückreichte. Das einzige Beweismittel der Verwandtschaft mit Karl dem Kahlen war auf dem Kopfe zu finden, denn der Herr Baron hatte keine Haare mehr.

Immerhin war der Nachkomme von Karl dem Kahlen, der Herr Baron von Gellenhausen, ein geschickter Praktiker, denn seinem Scharfsinn war es zu verdanken, daß keine der Bräute von der andern erfuhr.

Bei der Verlobung mit Elfriede erklärte diese, man müßte doch einmal Else anläuten, so ganz heimlicherweise, und müßte ihr von der Verlobung Mitteilung machen; grün und blau würde sie sich ärgern. Der Bräutigam aber wurde nervös und erklärte, diesen Zug hätte er bei seiner Braut doch nicht geahnt, man müsse immer im Leben vornehm sein.

Elfriede errötete etwas und bat, man möge ihr den Scherz verzeihen.

„Einen Augenblick“, sagte der Herr „Baron“, nahm seinen Schwiegervater, den korpulenten Herrn Ping, zur Seite und bat um eine kleine Unterredung. Der Schwiegervater fragte in herzlicher Weise:

„Wieviel brauchst du, mein Sohn?“

Der Sohn stammelte: „Zehntausend“.

„Sollst du natürlich haben“, entgegnete der alte Herr.

Im Türrahmen erschien Mama, und mit glücklichem Lächeln nahm sie den Arm des Schwiegersohns, indem sie sagte:

„Mein lieber Fred, ich bin ja so glücklich, einen so prachtvollen Schwiegersohn in meiner Familie zu haben.“

*

Drei Tage später stand der schnittige 60-PS-Wagen tief in der Nacht an der Ecke der Landshuter Straße. Acht Häuser davon befand sich das Haus Elfriedens, der glücklichen Braut, die in ihrem Mädchenstübchen den seligsten Traum der Liebe träumte. Papa und Mama waren verreist, und nur das Dienstmädchen war zu Hause.

Baron v. Gellenhausen entstieg dem Auto. In der Hand hatte er zwei große Taschen, und sein Begleiter hielt die dritte Tasche in der Rechten. In dieser befanden sich die Dietriche.

Fred schlich in das Schlafgemach seiner Braut, und ehe sie erwachte, betäubte er sie, dann plünderte er den Kassenschrank und nahm alles Silber mit sich. Rasch, wie sie gekommen waren, verschwanden die beiden.

In der Bleibtreustraße stiegen die beiden aus. Der Baron nahm einen Handkoffer, und sein Begleiter fragte:

„Genügt der?“

„Vollständig,“ antwortete Gellenhausen, „aber bleib du unten, ich will allein hinaufgehen.“

„Wegen mir; wat jeht's mir an; ick steh' Schmiere!“

Fred stieg die Treppen hinauf, öffnete den Korridor und — fand seine Braut noch wachend vor:

„Um Gottes willen, Fred, was soll das bedeuten?“

Fred erblaßte: „Donnerwetter“, murmelte er zwischen den Lippen. Else sah die Tasche und sagte:

„Aber Fred, was soll denn die Tasche?“

Er gab eine ausweichende Antwort: „Ich muß morgen früh verreisen, eine dringende Geschäftsangelegenheit, ich wollte mich noch von dir verabschieden.“

Er küßte ihr eilig die Hand und ließ die überraschte stehen.

Als er wieder auf der Straße war, war das Auto verschwunden, und er stand allein mit seiner Tasche da. Da traf er einen Sipomann und fragte ihn, ob er nicht hier ein Auto habe stehen sehen.

Der Sipomann sagte: „Ich sah, wie Sie in dieses Haus traten, und der Herr im Auto fuhr gleich darauf weg.“

Fred wußte Bescheid ... „Dieser Gauner, dieser Lump ...“

Am andern Tage traf er Elfriede, und diese erzählte ihm von dem nächtlichen Einbruch. Es sei furchtbar in Berlin, sie habe den Eltern telegraphiert, sie möchten sofort zurückkommen.

*

Ein paar Tage später wurde Baron von Gellenhausen von zwei kräftigen Kriminalbeamten abgeholt. Sein guter Freund war mit dem Auto gefaßt worden, verwickelte sich in Widersprüche, und sein Silberschatz wies die Wege.

Baron von Gellenhausen war ein längst gesuchter Hochstapler.

Else und Elfriede fanden sich in ihrem Schmerz von neuem. Theaterbekanntschaften haben sie nie wieder angeknüpft.

Sprichworte.

Sprichworte sind zum größten Teil Lebensweisheiten, die man zu seinem eigenen Vorteil befolgen soll, aber es ist gut, sie nicht unbesehen zur Lebensführung zu benutzen. Es gibt nämlich auch solche, die irgendein Schlaumeier in die Welt gesetzt hat, um sein Gewissen zu beruhigen, oder die allgemach einen üblen Sinn bekommen haben.

Da heißt es z. B.: „Gedanken sind zollfrei". Das Wort wird so aufgefaßt: ich kann denken, was ich will, das schadet weder mir noch dir; diese Auffassung ist gewiß nicht richtig. Gedanken sind nicht irgendwelche Schäume, die, kaum aufgetaucht, wieder spurlos vergehen, sondern bedeutungsvolle Wirklichkeiten. Wirklich ist etwas, das wirkt. Und Gedanken wirken, zum Guten oder Bösen, vor allen Dingen auf den selbst, der sie hat. Wer schmutzige Gedanken hat, der besudelt seine Seele, und wer Haßgedanken hat, mit dem will keiner zu tun haben, dem schaut der Haß aus den Augen.

Ein anderes solches Wort heißt: „Einmal ist keinmal". Nein, was einmal war, das bleibt, und nichts kann einfach mit einer Handbewegung fortgewischt werden. Wer einmal etwas entwendet hat, der kann diese Verfehlung durch ein tadelloses pflichttreues Leben gewiß wieder gutmachen, aber nicht einfach vergessen.

„Jeder ist sich selbst der Nächste!" ist ein Sprichwort, das dadurch nicht wahrer wird, daß es in heutiger Zeit so eifrig befolgt wird. Egoisten (selbstsüchtige Menschen) nennen wir mit Verachtung solche Leute, die dieses Wort im Herzen tragen. Wir stellen ihnen das Schillerwort aus „Wilhelm Tell" entgegen: „Der rechte Mann denkt an sich selbst zuletzt!"

Die gläserne Frau.

Von Wilhelm von Scholz.

Das neue Werk Wilhelm von Scholz': „Die gläserne Frau", das den Mitgliedern und Freunden der Bromberger „Deutschen Bühne" am heutigen Dienstag in einem Danziger Gastspiel geboten werden soll, stellt, wie schon in der Sonnabendankündigung gesagt wurde, das beste Ärztedrama der jüngsten Literatur dar, nicht nur im Sinne der besonderen Eigenart des Dichters, geheimsten seelischen Problemen nachzuspüren, sondern auch durch die künstlerische Darstellung tatsächlicher parapsychologischer Vorgänge, bei denen im Dichter mehr als nur der Dichter vernommen werden darf.

Es hat sich in der Beurteilung solcher Phänomene eine große Wandlung vollzogen. Wie sich etwa vor einhundert Jahren die Wandlung dem Mesmerismus, etwa vor vierzig Jahren dem Hypnotismus gegenüber vollzog, sodaß diese heute schon längst zum wissenschaftlichen Handwerkszeug gehören, geworden durch das einwandfreie, wissenschaftliche Experiment, so geht es heute gegenüber okkulten Phänomenen.

Es steht jetzt hinlänglich fest, daß der Mensch ein Doppelich besitzt. Wir tragen gleichsam neben dem Wachbewußtsein eine verborgene Bewußtseinssphäre in uns, die, mit Verstand, Empfindung und Willen begabt, eine Reihe von Handlungen zu bestimmen fähig ist. Diese verborgene Bewußtseinssphäre ist zum Unterschiede von jener Partie des Bewußtseins, die der Kenntnis des Individuums unterbreitet ist, ihm unter normalen Verhältnissen entzogen. Das gleichzeitige Zusammensein beider Sphären wird Doppelbewußtsein genannt. Aus vielen wissenschaftlich überprüften Ergebnissen, die übrigens das Individuum zu einem großen Teil an sich selbst beobachten kann, folgt die Zusammengesetztheit unserer Persönlichkeit aus zwei, mehr oder minder unabhängig voneinander operierenden Bewußtseinshälften, die man bildlich als Oberbewußtsein und Unterbewußtsein bezeichnen kann. Die Hypnose besteht in einem künstlich herbeigeführten Übergewicht des sekundären Ichs gegenüber dem primären Ich. Die künstliche Schöpfung eines zweiten Persönlichkeitskomplexes, der zuvor latent im Unterbewußtsein, dem Individuum im normalen Zustande entzogen, vorhanden war und in der Hypnose durch Reduzierung, ja gänzliche Aufhebung der herrschenden Synthese, das ist das Wachbewußtsein, herbeigeführt wurde, schadet den Versuchspersonen keineswegs, sondern hat sich im Gegenteil als ein therapeutisches Mittel für nervöse Leiden bewährt. Und schließlich erwähne ich noch ein Letztes, daß nicht immer nur das Schlußglied der im Unterbewußtsein sich abspielenden psychischen Prozesse in das Wachbewußtsein überspringen kann, sondern auch im Sinne eines gelegentlichen Wechselverhältnisses Mitteilungen einer zweiten Bewußtseinshälfte in die die Persönlichkeit ausfüllende Synthese des Wachbewußtseins stattfinden können, die man früher als Botschaften aus der Geisterwelt registriert hat, heute aber als Stimmen des eigenen „unbewußten" Inneren anzusprechen verpflichtet ist. In diesen für das Verständnis des Dramas notwendigen Eingangsbemerkungen bin ich den wissenschaftlichen Ansichten meines Berliner Lehrers, Prof. Max Dessoir im Anschluß an sein schon in den neunziger Jahren erschienenes Werkchen: „Das Doppelich" gefolgt, und freue mich, daß ein anderer deutscher Gelehrter, der Ordinarius für Biologie an der Technischen Hochschule in München Professor Karl Gruber diese Ergebnisse nach einer dreißigjährigen Fortentwickelung in der Forschung nur bestätigen kann. Danach stehen drei Kardinalsätze als augenblickliche Forschungsergebnisse fest, daß

1. das sogenannte Unterbewußtsein stärker sein kann als das Oberbewußtsein, daß
2. das Unterbewußtsein unabhängig von den fünf Sinnen Wahrnehmungen machen und Wirkungen ausüben kann, und daß
3. das Unterbewußtsein den Körper direkt von sich aus ohne den Weg über das Gehirn beeinflussen kann, womit die Forschung frühere Ergebnisse überholt, sie aber zugleich bestätigt hat.

Wenden wir uns jetzt zu dem Drama Wilhelm von Scholz' „Die gläserne Frau". Erneut erweist sich bei diesem Drama, daß Scholz ein Suchender ist, der mit hellseherischem Blick die Zeitlosigkeit der Seele ahnt. Die Sehnsucht nach der Seele belebt die dichterischen Schwingen, den Flug in das Ewige zu nehmen, den in der Hast des Alltages erdgebundenen Menschen mitzureißen und ihm das Unglück der an den Leib gebundenen Seele eindringlich vor Augen zu stellen.

Der berühmte Arzt Prof. Dr. Wallburg sieht sich vor die nicht alltägliche Aufgabe gestellt, eine Selbstmörderin, deren Zustand hoffnungslos erscheint, gegenüber ihrem strikt verkündeten Willen ins Leben zu rufen. In dem Widerstreit zwischen Mensch und Arzt siegt in ihm der Arzt und sein Verantwortungsgefühl, wonach er, wenn ärztliche Kunst es vermag, ein Menschenleben unter allen Umständen zu retten hat. Als Mensch würde er vielleicht, da er um ihr Unglück weiß, menschlich fühlend nachgeben. Es gelingt ihm, durch die ihm innewohnenden okkulten Kräfte, das Leben der Selbstmörderin zurückzurufen. Aus einem Gespräch, das er mit der im Trancezustande befindlichen Kranken führt, erfährt er die tiefsten Geheimnisse ihrer Seele, erfährt, daß er selbst ihre unbewußte Liebe ist, die sich ihr im Wachbewußtsein nur als eine unerfüllbare, sich fortgesetzt anzeigende Sehnsucht erweist. In ihrem Unterbewußtsein entwickelt sich klar und folgerichtig der Gedanke, daß ihr neugewonnenes Leben nur durch seine Liebe gehalten werden könnte. Der Arzt geht die von dem Unterbewußtsein verlangte Bindung ein, um die Kranke zu retten, und empfängt als äußeres Zeichen dieser Gebundenheit eine goldene Kette. Der Arzt durchdringt die Kranke mit Geist und Willen so, daß er durch sie hindurchzuschauen vermag und macht sie gleichsam gläsern. Als der Arzt dann später entgegen dem Willen des Unterbewußtseins die Genesende zu ihrem Verlobten zurückkehren läßt und die im Unterbewußtsein vollzogene innere Bindung durch Rückgabe der Kette zerreißt, weil er eine andere Frau begehrt, zerbricht das Leben der „gläsernen Frau".

Wer jetzt die vorher mitgeteilten Grundtatsachen des Seelenlebens mit dem Gang der Handlung des Dramas vergleicht, wird sie folgerichtig als dem Dichter bekannt, in der Handlung angewendet finden. In der Selbstmörderin lebt das Doppelich. Als Mensch des Wachbewußtseins ist sie der nervöse Alltagsmensch und die Verlobte des Dr. Bland. Aber ein Ereignis aus der Backfischzeit, wo sie aus schwerer Lebensgefahr eben von diesem Professor Wallburg gerettet wurde, hat ihr die wahre große Liebe zu ihrem Lebensretter offenbart, eine Tatsache des Wachbewußtseins, die nach ganz kurzer Zeit infolge starker Erschütterung des Seelenlebens in der Periode der Genesung in die Tiefe des Unterbewußtseins gesunken ist. Dort aber hat es sich weiter entwickelt, sodaß es in seiner Stärke sich dem Wachbewußtsein als unerfüllbare und verhängnisvolle Sehnsucht im Sinne des Wechselverhältnisses einer zweiten Bewußtseinssphäre in die die Persönlichkeit ausfüllende Synthese des Wachbewußtseins hinein fortgesetzt anzeigt. In der Hypnose wird künstlich das Übergewicht des sekundären Ichs gegenüber dem primären Ich erreicht und hat hier in Zusage der Erfüllung des nun klar erkannten Wunsches lebenerhaltend und heilend gewirkt. Als sie dann aber zurückgeführt werden soll zu den Wirkungen des Alltags und wirklich zu dem kommt, was wieder die quälende, unerfüllbare Sehnsucht ihres Lebens mit bedingt, vollzieht sich jäh der Sprung des letzten Gliedes aus der Kette des unterbewußten psychischen Lebens in das Wachbewußtsein, und diese schlagartig wirkende Erkenntnis zertrümmert das Leben des kaum genesenen, nervösen und krankhaften Wesens.

Somit wird der Psychoanalytiker dem Dichter nur dankbar folgen können, aber auch der, der diese Gedanken nicht im Vordergrunde sieht, wird sich an dem szenisch festgefügten, dichterisch beschwingten und wortklaren Werke erfreuen, und nicht nur das, sondern im Innersten angeregt und gefesselt dem Dichter danken.

Dr. Titze.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.